

# STADT UND SIEDLUNG

BEBAUUNGSPLAN · VERKEHRSWESEN  
VERSORGUNGS-ANLAGEN  
MONATSHEFT ZUR DEUTSCHEN BAUZEITUNG

NR.

12 BERLIN 1928  
DEZEMBER

HERAUSGEBER:  
PROFESSOR ERICH BLUNCK UND REG.-BAUMEISTER FRITZ EISELEN  
ALLE RECHTE VORBEHALTEN / FÜR NICHT VERLANGTE BEITRÄGE KEINE GEWÄHR

## DER WIEDERAUFBAU IM KATASTROPHENGEBIET DES SÄCHSISCHEN ÖSTLICHEN ERZGEBIRGES

Von Reg.-Baurat Dr. Bellmann, Dresden

Mit 20 Abbildungen

In der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1927 wurde das östliche Erzgebirge von einer Unwetterkatastrophe größten Ausmaßes heimgesucht. Schwere Gewitter, die auf dem unbewaldeten Kamm des Gebirges in der Gegend Oelsen-Sattelberg-Rudolphsdorf zur Entladung kamen und starke Wolkenbrüche im Gefolge hatten, richteten durch die mit unerhörter Kraft zu Tale stürzenden Fluten in den idyllischen, vielfach gewundenen und eng besiedelten Waldtälern der Gottleuba, Seidewitz und Müglitz furchtbare Verheerungen an: 237 Straßen- und 31 Eisenbahnbrücken wurden fortgerissen, 43,2 km Straßen- und rund 20 km Eisenbahndamm wurden hinweggespült, 265 Häuser wurden beschädigt, 196 zerstört, darunter 53 Wohngebäude mit zusammen 121 Wohnungen, Hunderte von Menschen wurden obdachlos und 146 Menschenleben waren zu beklagen. 12 verschiedene Gemeinden wurden dabei in Mitleidenschaft gezogen, am schwersten die

beiden reizvollen Badestädchen Berggießhübel und Gottleuba im Gottleubatal sowie Glashütte, die Uhrmacherstadt, im Müglitztal. (Vgl. den Übersichtsplan Abb. 1, unten.)

Unmittelbar nach der Katastrophe setzte eine großzügig angelegte Hilfs- und Wiederaufbau-tätigkeit ein. Zur allerersten Hilfeleistung wurden Polizei und Reichswehr angesetzt, denen sich zu freiwilliger, opferbereiter Mitarbeit zahlreiche private Organisationen zugesellten, u. a. der Stahlhelm, das Reichsbanner, die Rotfrontkämpfer und das Rote Kreuz. Wenige Tage später wurde zur Gewährleistung einer dauernden einheitlichen Zusammenfassung aller notwendigen Wiederaufbauarbeiten vom sächs. Gesamtministerium Ministerpräsident Heldt zum „Staatskommissar für die Beseitigung der Hochwasserschäden im östlichen Erzgebirge“ eingesetzt, durch dessen Verfügung im Unwettergebiet sofort vier staatliche, dem Finanzministerium unterstehende Notbau-

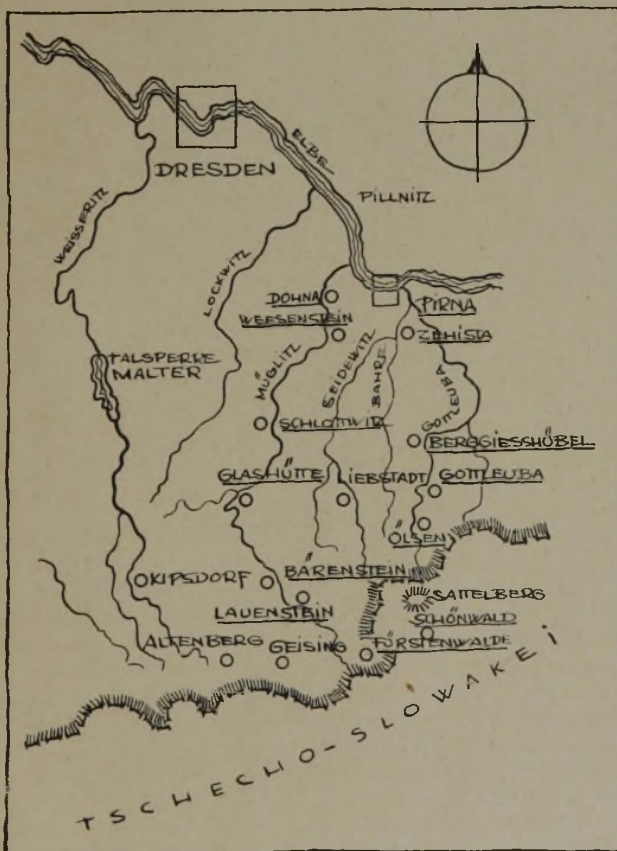
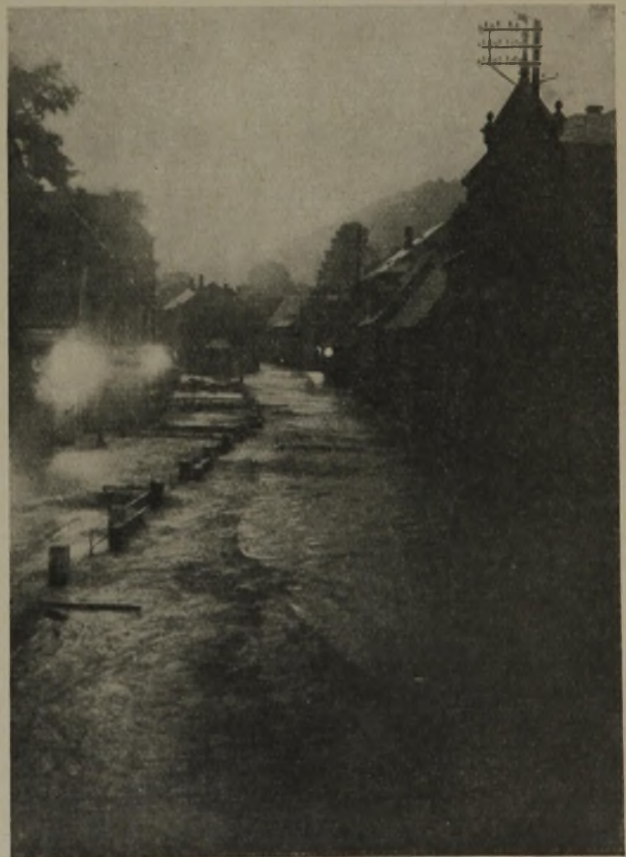


ABB. 1. ÜBERSICHT DES SÄCHS. KATASTROPHENGEBIETS  
(Die unterstrichenen Orte wurden vom Hochwasser betroffen)



DIE HAUPTSTRASSE VON BERGGIESSHÜBEL. ABB. 2  
(Nacht vom 8. zum 9. Juli 1927 unmittelbar vor der Katastrophe)



**DIE HAUPTSTRASSE BERGGIESSHÜBELS KURZ NACH DER KATASTROPHE**  
(In der Mitte Gasthof Sächs. Haus, rechts Postgebäude)



**ABB. 3 u. 4**  
(Vorn rechts Postgebäude)



**DER ORTSKERN BERGGIESSHÜBELS NACH DER KATASTROPHE**

**ABB. 5**

ämter eingerichtet wurden (Pirna, Berggießhübel, Weesenstein und Lauenstein). Deren dringendste Aufgaben bestanden in folgendem: Beseitigung der Abflußhindernisse, Sicherung der Ufer, Sicherung der gefährdeten Gebäude und Anlagen, Herstellung von Verbindungen zwischen den einzelnen Orten durch Anlage von Notbrücken, Sicherstellung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung der Gemeinden, Beseitigung der Seuchengefahr, Entschlammung und Wiederherstellung der unbenutzbar gewordenen Wohnungen und der gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe. Zur Durchführung dieser Aufgaben wurden von den Notbauämtern zahlreiche private Bauunternehmungen herangezogen. Die Anzahl der von diesen angesetzten Arbeitskräfte betrug am Ende der ersten Woche bereits 6500, in der zweiten Woche wurde sie auf rund 10 000 Mann gesteigert! Das Ergebnis dieser energischen Maßnahmen war, daß bereits am 26. Juli 1927 sämtliche zerstörten Straßen und Brücken zunächst notdürftig wieder hergestellt waren und für den öffentlichen Verkehr freigegeben werden konnten.

Nachdem das schlimmste Chaos so beseitigt war, konnte unter Berücksichtigung der durch das

Hochwasser teilweise ganz neu geschaffenen Verhältnisse und unter Auswertung der bei der Katastrophe gemachten Erfahrungen an die planmäßige endgültige Regulierung der Flußläufe, an die Anlage neuer Straßen und Brücken und an den Wiederaufbau der vernichteten Gebäude herangegangen werden; daneben wurden unverzüglich vorbereitende Arbeiten für den späteren Bau schutzbringender Talsperren in Angriff genommen. —

Im Rahmen dieser planmäßigen Wiederaufbautätigkeit mußte für die Neuerstellung der Gebäude eine besondere Regelung getroffen werden, da hier nicht wie bei den Straßen- und Wasserbauten der sächs. Staat selbst Auftraggeber war, sondern eine große Anzahl einzelner Bauherren, teils Gemeinden, größtenteils aber Privatpersonen. Diese Sonderregelung, zu deren Durchführung vom Staatskommissar ein juristischer und ein technischer Beauftragter abgeordnet wurden, erstreckte sich in der Hauptsache auf

1. die Organisation aller zum Aufbau nötigen Vorarbeiten,
2. die Finanzierung der neu zu erstellenden Gebäude,



ABB. 6

BAD BERGGIESSHÜBEL VOR DER KATASTROPHE



ABB. 7

ORTSKERN BERGGIESSHÜBELS NACH DEM WIEDERAUFBAU

(Die Häuser an der vordern Straßenseite sind neu. Einfriedigung und Baumpflanzung fehlen noch)

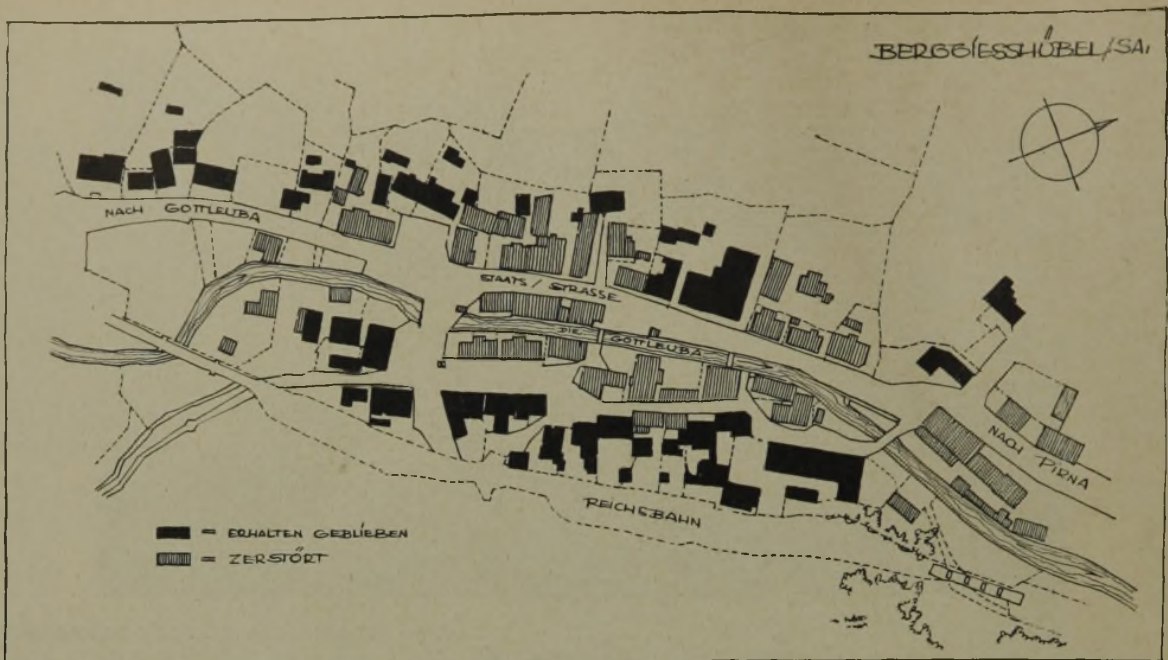
3. die Beeinflussung und Überwachung des Aufbaues selbst.

Zu 1. Oberster Gesichtspunkt war natürlich, einen Wiederaufbau dort nur zuzulassen, wo jede Möglichkeit einer Gefährdung durch künftiges Hochwasser ausgeschlossen ist. Durch Festsetzung neuer Hochwasser- und Baufuchtlinien sind deshalb verschiedentlich ganze Ortsteile von künftiger Bebauung ausgeschlossen worden, woraus sich zwangsläufig vielfache Änderungen der Besitzverhältnisse ergaben: Baustellen mußten zusammengelegt, ausgetauscht oder erworben werden, und dort, wo nicht genügend baureife Bauplätze zur Verfügung standen, war neues Bauland zu erschließen. Zahlreiche Familien mußten infolgedessen veranlaßt werden, ihre altererbte Scholle zu verlassen und sich an neuem Ort ein neues Heim und eine neue Existenz zu gründen.

Daß alle diese Maßnahmen nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten erreicht werden konnten,

wird um so verständlicher sein, wenn man bedenkt, daß die Betroffenen zur Zeit der Verhandlungen, die wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit mit größter Beschleunigung durchgeführt werden mußten, größtenteils noch im Banne schwerer seelischer Erschütterungen standen, und daß infolge der zahlreichen Todesfälle die Durchführung der Verhandlungen vielfach von Erbschaftsauseinandersetzungen beeinflusst wurde. Wo es nötig und möglich war, sind daher im Interesse einer beschleunigten Inangriffnahme des Wiederaufbaues zunächst die Gemeinden mit der treuhänderischen Durchführung der Bauvorhaben beauftragt worden.

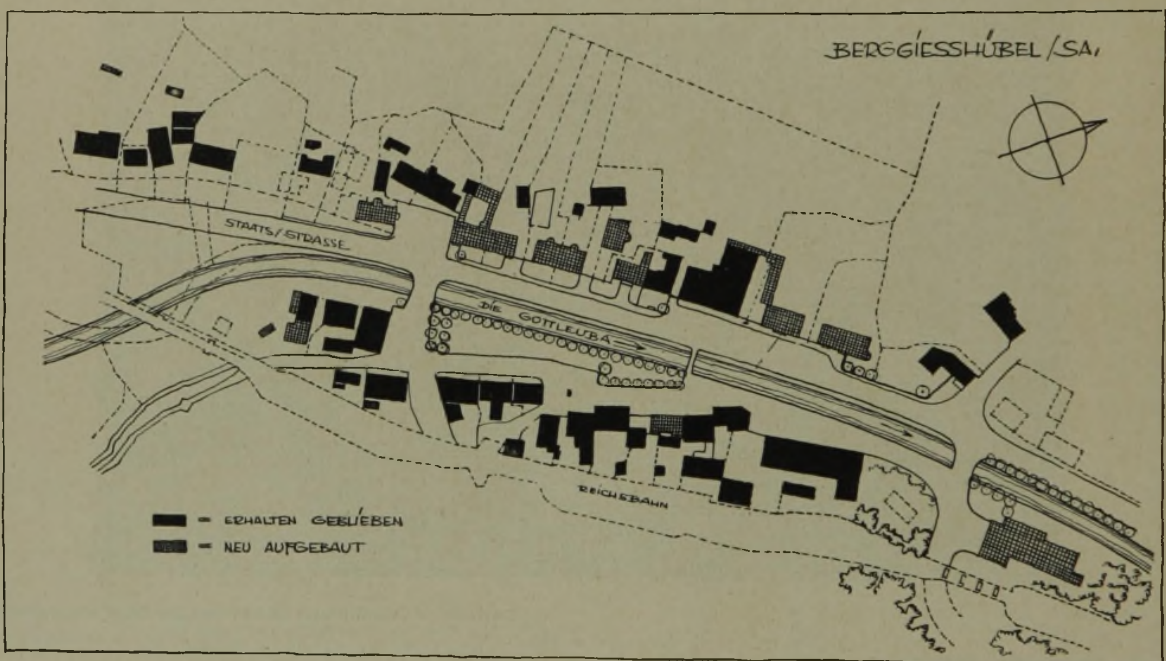
Zu 2. Die Finanzierung erfolgte größtenteils aus Mitteln des dem Staatskommissar zur Verfügung gestellten Hochwasserfonds, dessen Existenz einer von der Regierung unmittelbar nach der Katastrophe ins Leben gerufenen finanziellen Hilfsaktion zu danken ist, an deren Durch-



DER ORTSKERN BERGGIESSHÜBELS VOR DER KATASTROPHE

ABB. 8

(Die schraff. Gebäude sind zerstört. Vorn links die Eisenbahnbrücke, an deren Pfeilern angeschwemmtes Holz, Schlamm und Steinmassen eine mächtige Barriere bildeten, durch deren plötzliches Nachgeben die Stadt von einer 4 m hohen Flutwelle überschlüpft wurde)



ORTSKERN VON BERGGIESSHÜBEL NACH DEM WIEDERAUFBAU

ABB. 9

(Die karierten Gebäude sind Neubauten)

führung sich das Reich, das Land, zahlreiche Gemeinden und andere Körperschaften des öffentlichen Rechts, Vereinigungen und weite private Kreise in opferwilliger Hilfsbereitschaft beteiligt haben.

Sofern Privatleute, deren Häuser der Katastrophe zum Opfer gefallen waren, selbst an den Neuaufbau herangingen, wurde die Finanzierung im Rahmen der Entschädigungsmaßnahmen durchgeführt. Dabei wurde der Zeitwert der vernichteten Gebäude — d. h. der Brandkassenwert von 1914 mit einem Zuschlag von 80 v. H. — bis zu einer Höhe von 10 000 M. voll vergütet; auf den nach Abzug dieses Vergütungsbetrages verbleibenden Restbetrag des geschätzten Gesamtschadens (einschließlich des Mobilar- und sonstigen Schadens) wurden 60 bis 80 v. H. dazu gewährt,

je nach der Bedürftigkeit des Bauherrn. Für eine zweite und jede weitere Wohnung erhielt der Bauherr außerdem einen Betrag von 1000 M. In einzelnen Fällen, wo die so ermittelten Vergütungen zur Deckung der Unkosten nicht ausreichten und die Restfinanzierung durch erst- oder zweitstellige Hypotheken den Bauherrn in Rücksicht auf die sich ergebenden Jahresbelastungen nicht in vollem Umfange zugemutet werden konnte, wurden noch mit 3 v. H. zu verzinsende und mit 1 v. H. zu tilgende Kredite aus Staatsmitteln — insbesondere da, wo gewerbliche Betriebe wieder mit in Gang zu bringen waren — und zinslose, nur mit 2 v. H. zu tilgende Mietzinssteuerdarlehen aus einem vom Arbeits- und Wohlfahrtsministerium bereitgestellten Verfügungsbetrag dazugegeben.



ABB. 10

UNTERER TEIL DER HAUPTSTRASSE NACH DEM WIEDERAUFBAU  
 Vorn links Badehaus, daneben Gasthof „Zum Goldenen Stern“, Mitte Neubau des Kaufhauses Tränkner. Arch.: Werner Retzlaff, Döbeln  
 Davor Postagentur: Arch.: Gustav Lüdecke, Hellerau



ABB. 11

NEUAUFBAUTEN AN DER WESTSEITE DER HAUPTSTRASSE  
 Arch.: Gustav Lüdecke, Hellerau

Sofern Gemeinden neuen Wohnraum zur dauernden Unterbringung obdachlos gewordener Familien beschaffen mußten, erhielten sie je Wohnung bis zu 6000 M. Zuschuß und ebenfalls bis zu 6000 M. mit 5 v. H. zu verzinsenden und mit 1 v. H. zu tilgenden Kredit aus Staatsmitteln.

Zu 3. Da somit der bei weitem größte Teil der Wiederaufbaukosten aus öffentlichen Mitteln abgebürdet wurde, war es selbstverständlich, daß die Beihilfegewährung an die Einhaltung gewisser Bedingungen geknüpft wurde, die eine möglichst zweckmäßige und einwandfreie Verwendung der spendeten Mittel sicherstellen sollten.

Die hauptsächlichste dieser Bedingungen war neben dem Vorbehalt einer Überwachung der Bauausführungen, neben Vorkehrungen zur Verhinderung künftiger Spekulationen mit den neuerrichteten Gebäuden und neben Maßnahmen zum Schutze der Gläubiger, die Hypotheken auf den zerstörten Grundstücken stehen hatten, die Forderung, daß zur Planung und Leitung aller Bauvorhaben geeignete Privatarchitekten herangezogen werden mußten, zu deren Beauftragung ebenso wie zur Auswahl und zum Erwerb der Bauplätze und zu den Planungen selbst die Zustimmung des Staatskommissars erforderlich



ABB. 12. DOPPELHAUSNEUBAU —



— NEUAUFBAUTEN. ABB. 13

WESTSEITE HAUPTSTRASSE  
Arch.: Gustav Lüdecke, Hellerau



ABB. 14. GOTTELEUBA. NEUBAU WIRTSCHAFTSGRUNDSTÜCK BERGER  
Arch.: Landessiedl.- u. Wohnungsfürsorge-Ges. Sächs. Heim



GOTTELEUBA. NEUBAU ZIMMERMANN. ABB. 15  
Arch.: Dipl.-Ing. Koritzky, Dresden  
(Einfamilienhaus mit Verkaufs- und Lagerräumen)

war. Die Erkenntnis, daß bei fast allen betroffenen Ortschaften hohe landschaftliche und städtebauliche Werte auf dem Spiele standen, wird diese Bindung um so bedeutungsvoller erscheinen lassen; konnte es doch nur so verhindert werden, daß — was sehr nahe lag — seitens der von baukünstlerischem Verantwortungsgefühl zumeist

recht wenig beschwerten, Bauherren ohne Rücksichtnahme auf die höheren Gesichtspunkte einer größtmöglichen Schonung noch unverdorbener Ortsbilder einfach drauflos gebaut würde. Daß teilweise ein recht beachtlicher Erfolg dieser Maßnahme, die übrigens bei der Mehrzahl der Bauherren wenig Gegenliebe fand, nicht ausgeblieben



**ABB. 16**  
2 Läden und 6 Wohnungen

**MITTELGRUPPE DER NEUEN SIEDLUNG**  
Architekt: Werner Retzlaff, Döbeln



**ABB. 17**  
2-Familien-Doppelhaus

**KOPFHAUS DER NEUEN SIEDLUNG**  
Architekt: Werner Retzlaff, Döbeln

ist, dürfte aus dem beigegebenen Bildwerk zu erkennen sein.

Seitens der Bauherren sind mit Zustimmung des Staatskommissars die folgenden Architekten zugezogen worden: Gustav Lüdecke, Rähnitz-Hellerau, Werner Retzlaff, Döbeln, Erich Hartmann, Dresden, Dipl.-Ing. Koritzky, Dresden, Rose & Röhle, Dresden, Max Herfurth, Dresden, Willy Meltzer, Dresden, sowie die Landessiedlungs- und Wohnungs-Fürsorge-Gesellschaft „Sächs. Heim“, Dresden. —

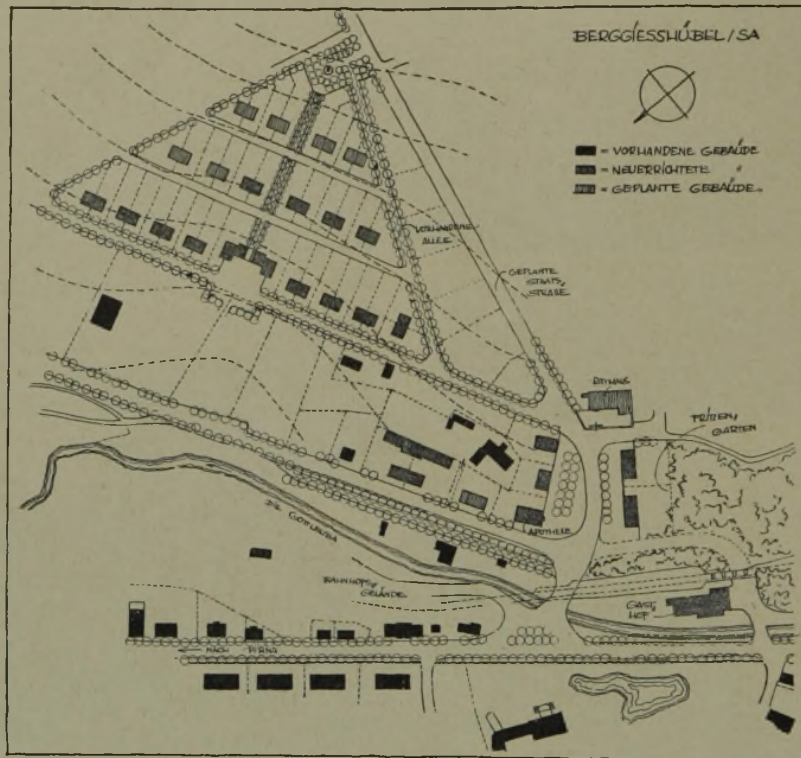
Auf technische Einzelheiten des Wiederaufbaues näher einzugehen, verbietet sich im Rahmen dieses allgemein zu haltenden Überblicks von selbst. Nur an einem einzigen Beispiel soll versucht werden, die Größe der Auswirkungen jenes gewaltigen Naturereignisses in aller Kürze zu veranschaulichen, am Beispiel Berggießhübel.

Ist doch Berggießhübel diejenige Stadt, die die einschneidendste Veränderung erfahren hat, da hier die allerschlimmsten Verheerungen angerichtet worden sind (Abb. 2 bis 5, S. 155 und 154). Fast der ganze, einst so reizvolle Ortskern (siehe das frühere Ortsbild Abb. 6, S. 155) ist vernichtet worden, hinweggerissen wurden Straßen, Ufermauern, Brücken, Schleusen, Gas-, elektr. Licht- und Wasserleitungen, gegen 70 Wohnungen und zahlreiche gewerbliche Betriebe gingen verloren, zerstört wurden das Badehaus, die Post, die Apotheke, das Kaufhaus und der Gasthof, und von der rund 1000 Einwohner zählenden Bevölkerung ist nahezu der zehnte Teil der Katastrophe zum Opfer gefallen!

Abb. 8, S. 156, zeigt im Lageplan den Ortskern Berggießhübel vor der Katastrophe, Abb. 9, S. 156, den Zustand nach dem Wiederaufbau.

Ein Vergleich gibt Aufschluß über die Veränderung der Bauflucht an der Westseite der Durchgangsstraße (Staatsstraße), über die Verlegung dieser Straße selbst, des Flußbettes der Gottleuba und der Verbindungsbrücken. Man sieht, daß Flußbett und Straße beim Wiederaufbau verbreitert und gerade gelegt worden sind — das Flußbett ist überdies vertieft, die Straße erhöht worden —, daß an der westlichen Straßenseite viel weniger Gebäude wieder aufgebaut worden sind, als vorher da vorhanden waren, und daß die beiden mittleren Häuserreihen, die einstmals dicht am Ufer lagen, überhaupt nicht wieder auferstanden sind. Der vor der Katastrophe in malerischer

gelände dient eine neu geschaffene Staatsstraße, deren Weiterführung als Umgehungsstraße zur Aufnahme des Fernverkehrs Pirna—Hellendorf—Peterswald—Teplitz in naher Aussicht steht. Zu beiden Seiten dieser Straße sind auf dem Gelände zwischen dem alten Stadtteil und der neuen Siedlung zwei Wohn- und Geschäftsgebäude und die Apotheke im Erstehen, denen sich später in platzartiger Anlage noch zwei weitere Privatgebäude und das Stadthaus zugesellen sollen. Durch diese Gruppe von Gebäuden wird die Verbindung zwischen innerer Stadt und Außensiedlung, mit deren späteren Erweiterung zu rechnen ist, gewahrt.



BERGGIESSHÜBEL. LAGEPLAN DER NEUEN SIEDLUNG AM FUSSE DES KAFFEEBERGES UND DES NEUEN PLATZES AM FRITZENGARTEN

ABB. 18

Verwinkelung dicht bebaut gewesene Ortskern ist somit unter dem Gesichtspunkt der Gefahrminderung in einen einzigen, weiträumigen, nur von zwei Häuserfronten eingesäumten Straßenzug verwandelt worden. (Abb. 7, S. 155, 10 u. 11, S. 157, Abb. 12 u. 13, S. 158.)

Die Folge davon war naturgemäß eine Verknappung des Baulandes, woraus sich die Notwendigkeit ergab, neues Bauland außerhalb des Ortskernes zu erschließen. So ist am Fuße des benachbarten Kaffeeberges, längs eines nach dem Ortsteil Zwiesel führenden Verbindungsweges, in einheitlicher, dem ländlichen Charakter jenes Ortsteils angepaßter Flachbauweise eine neue Siedlung mit zunächst 10 gleichartigen Einfamilien-Doppelhäusern und einer 2 Läden und 6 Wohnungen enthaltenden Mittelgruppe mit überbautem Durchgang nach dem Hinterland entstanden. (Plan Abb. 18, oben, sowie die Abb. 16 u. 17, S. 159.) Als Zugang zu dem Siedlungs-

So hat sich binnen Jahresfrist das Stadtbild Berggießhübel von Grund auf umgewandelt. Verflohen ist jener Schimmer kleinstädtischer Behaglichkeit, der ehemals über dem Gewirr der eng aneinander geduckten, jahrhundertealten Häuser ruhte, und manches köstliche Denkmal einer hochstehenden Baukultur vergangener Zeiten ging zugrunde. Andere, zeitgemäße Werte aber sind dafür entstanden: befreiende Großzügigkeit der Straßenbildung, Übersichtlichkeit der Verkehrswege, zuverlässige Sicherung gegen die Gefahren künftiger Hochwasser und Baulichkeiten, die, in neuem Geist geschaffen, allen Anforderungen der Hygiene und neuzeitlicher Wohnkultur Genüge tun. —

Zur Vervollständigung des Bildes der Wiederaufbauarbeiten im Katastrophengebiet geben wir in den Abb. 14 und 15, S. 158, sowie den Abb. 19 und 20 auf folgender Seite noch einige Neubauten, namentlich aus Gottleuba, wieder. —



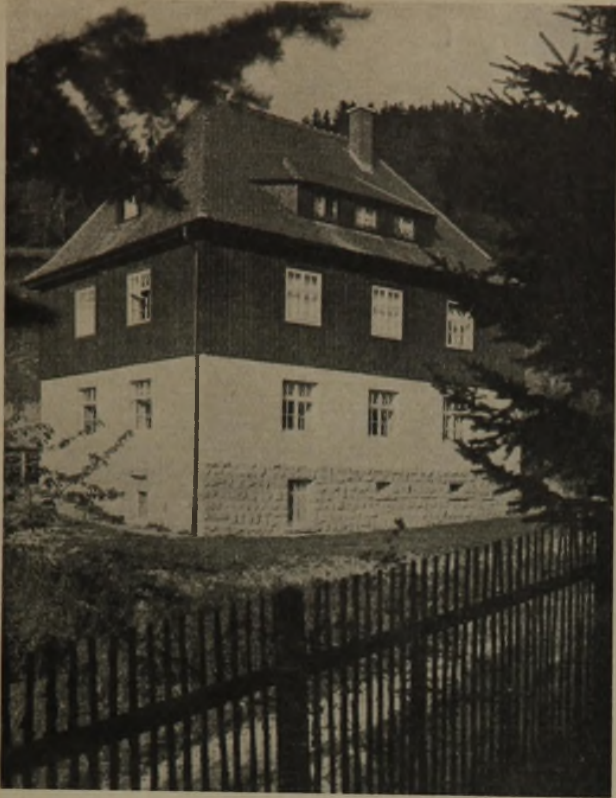


ABB. 19. GOTTLEUBA. NEUBAU MOLLE  
Arch. Er. Hartman, Dresden. (5-Familienhaus)



DOHNA. ABB. 20  
Arch. G. Lüdecke, Hellerau (2-Familienhaus mit Laden)

Der Wiederaufbau im Katastrophengebiet im sächsischen östlichen Erzgebirge

## DIE ENTWICKLUNG DER DEUTSCHEN STADT

Von Museumsdirektor Dr. Erich Grill, Worms

Städte gleichen Lebewesen und müssen nach denselben „ewigen, ehr'nen, großen Gesetzen ihres Daseins Kreise vollenden“, nach denen sich das ganze Weltgeschehen abspielt. Entstehen, Sein und Vergehen ist ihr Los. Geburt, Jugend, Alter und Tod bestimmen ihr Schicksal. Aber zweierlei zeichnet sie vor ihren Bewohnern aus: Sie haben eine längere Lebensdauer und können mehrmals sterben und wieder auferstehen.

Die Wissenschaft unterscheidet zwischen gewachsenen und gegründeten Städten und will damit sagen, daß es Städte gibt, die, aus kleinen und kleinsten Anfängen hervorgegangen, erst in langen Zeiträumen feste Formen gewonnen haben — im Gegensatz zu solchen, die nach einem vorgezeichneten Plan verhältnismäßig rasch erbaut wurden. Diese Unterscheidung läßt sich freilich nicht immer streng durchführen, weil der Ursprung vieler Städte im Dunkel liegt, oder weil die spätere Entwicklung oft durch gänzliche Zerstörungen und Neugründungen unterbrochen wird.

Zu der zweiten Gruppe gehören die von den Römern in den verschiedensten Ländern ihres Weltreiches, wie auch in Westdeutschland, angelegten Städte, deren Kern das castrum oder castellum bildete. Ihre ursprüngliche Gestalt ist aber längst unter dem Schutt der Jahrhunderte begraben. Greifbarere und näherliegende Beispiele sind dagegen Mannheim (gegründet 1609 von Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz) und Karlsruhe (gegründet 1715 von Markgraf Karl Wilhelm von Baden). Hier befahl einfach ein absoluter Wille oder eine fürstliche Laune die Form des Grundrisses. In beiden Fällen ist er vollständig nach dem landesherrlichen Schloß orientiert. In Mannheim gibt es den Maßstab für die entsetzlich eintönigen Häuserquadrate, in Karlsruhe laufen die Straßen von ihm strahlenförmig auseinander. — Bei den noch jüngeren Städtegründungen in Amerika dürften mehr praktische Erwägungen für ihre Anlage ausschlaggebend gewesen sein.

Es leuchtet ein, daß die unter einigermassen günstigen Bedingungen gewachsenen Städte weniger nüchtern wirken. Denn hier herrschten kein Zwang und keine Schablone. Infolgedessen konnte sich der Geschmack des einzelnen Architekten im freien Wettbewerb besser entfalten. Auch fühlte sich jeder Bürger mitverantwortlich an der Gestaltung des Stadtbildes und war stolz darauf, zu seiner Verschönerung beitragen zu dürfen. Man braucht nur an die deutsche Städtebaukunst im Mittelalter zu denken und sich ihrer herrlichen Schöpfungen zu erinnern, wie sie am reinsten etwa in Rothenburg ob der Tauber und Iphofen in Unterfranken, oder in Nördlingen und Dinkelsbühl erhalten geblieben sind, und wovon, neben zahllosen anderen Beispielen, auch Nürnberg, Ulm, Augsburg und Passau, die alten Teile von Frankfurt a. M., oder Hildesheim, Braunschweig, Celle, Lüneburg und Lübeck, Wismar, Stralsund und Rostock glänzende Zeugnisse ablegen.

Aber die meisten Menschen, die in diesen Städten leben, und unzählige Besucher, die sie durchwandern und ihre Schönheiten bewundern, wissen ja heute nicht mehr oder fragen auch nur danach, wie dies alles geworden ist. — Um darüber Aufschluß zu erlangen, müssen wir freilich weit in die Vergangenheit zurückschauen und uns einmal vergegenwärtigen, wie es in Deutschland aussah, als es hier, abgesehen von den römischen Garnisonen, überhaupt noch keine Stadt gab. — Die alten Germanen hausten zerstreut in vereinzelten, häufig weit auseinanderliegenden Gehöften oder Weilern, deren Besitzer oder Oberhäupter freie Herren waren und sich als solche fühlen durften. Da nisteten sich im frühen Mittelalter bald hier, bald dort immer mehr Vertreter einer anderen Rasse und Verkünder eines fremden Glaubens ein: Mönche und Priester, die von jenseits der Alpen oder aus Irland kamen, um die heidnischen „Barbaren“ zu bekehren. Ausgezeichnet verstanden sie es, sich in den damals noch dünnbevölkerten, größtenteils aus Urwäldern und

Odland bestehenden, deutschen Gauen überall die schönsten Punkte für ihre Ansiedlungen auszusuchen. In lieblichen Tälern und auf sanften Bergeshängen, an sprudelnden Quellen und murmelnden Bächen, am rauschenden Fluß oder am Ufer des majestätisch dahingleitenden Stromes. Und schließlich hatten sie das ganze Gebiet mit einem Netz ihrer zwar verstreuten, aber natürlich in engster Fühlung miteinander stehenden Niederlassungen übersponnen.

Inzwischen waren aber auch von den sich allmählich vergrößernden Hofgemeinschaften einzelne Mitglieder oder ganze Geschlechter ausgeschieden und hatten sich von ihren Genossen abgesondert: Herrennaturen, denen das Zusammenleben auf beschränktem Raum und mit anderen Menschen, auf die sie Rücksicht nehmen sollten, nicht mehr behagte, die unabhängig und ungebunden sein wollten. Sie zogen von dannen und bauten sich irgendwo einen eigenen Wohnsitz — entweder ein neues Gehöft oder eine Burg. So erwuchs aus dem Bauern- der Ritterstand, erhob sich über ihn und stellte sich, Gleichberechtigung heischend, neben die landfremde Geistlichkeit.

Um eine unscheinbare Einsiedlerkapelle, eine bescheidene Wallfahrtskirche oder ein Kloster, eine Ritterburg oder ein Grafenschloß kristallisieren sich nun zuerst einzelne Hütten und später größere Gebäudegruppen. Allmählich bringt man dann eine gewisse Ordnung in die ursprüngliche Regellosigkeit, indem die Häuser so errichtet werden, daß ihre Flanken sich berühren und ihre Stirnseiten in einer Linie liegen. Zwei parallel ziehende Reihen mit einander zugekehrten Fassaden bilden eine Gasse oder Straße. Neue Straßenzüge gliedern sich, gleichlaufend, im Winkel umbiegend oder sich schneidend, an. Wo mehrere zusammentreffen, erweitert sich ihr Schnittpunkt zum Platz. In der Regel und soweit es das Gelände gestattet, erfolgt die Ausdehnung gleichmäßig nach allen Richtungen, so daß der ursprüngliche Kern des Kristalls: Kirche oder Schloß, im Mittelpunkt der gesamten Anlage bleibt, die endlich außen, zum Schutz gegen Angriffe, von Wall und Graben, einer Ringmauer mit Wacht- und Tortürmen, umgeben wird. Und fertig vor uns steht die schöne mittelalterliche Stadt.

Doch was verleiht ihr eigentlich jenen köstlichen Zauber, der uns immer wieder bestrickt und gefangen nimmt? — Es ist die unübertreffliche Kunst der alten Baumeister, die sich so glänzend auf eine geschmackvolle Gruppierung der Baumassen verstanden, und ihr feines Gefühl für die Silhouettenwirkung. Da meistens nur geringe Abstände zwischen den benachbarten Hausfronten gewählt und die Baufluchten keineswegs mit dem Lineal gezogen wurden, sind die mittelalterlichen Gassen fast stets eng, krumm und winkelig. Aber gerade darauf beruht ihr großer malerischer Reiz, der durch den an allen Häusern prangenden farbigen Schmuck noch erhöht wird. Dazu kommt, daß man das Gelände damals nicht mit Rücksicht auf geplante Straßenzüge einebnete, also stückweise abtragen oder aufschütten ließ, sondern daß sich vielmehr umgekehrt die Wege ganz dem vorhandenen Gelände anpassen und ihm über alle seine natürlichen Hebungen und Senkungen folgen. Sie bieten dem Wanderer daher einen stets wechselnden Anblick. Fast bei jedem Schritt schiebt sich eine andere fesselnde Kulisse in die Szenerie, öffnet sich vor seinen Augen eine neue anmutige Perspektive.

Schlösser oder Gotteshäuser, soweit sie einer Stadt als Keimzelle dienten, lagen naturgemäß gewöhnlich in der Ebene, waren Wasserburgen und Talkirchen, nicht Höhenburgen bzw. Bergkirchen. In den gebirgigen Gegenden Deutschlands kam es jedoch zuweilen vor, daß sich auch um eine erhöht stehende oder auf steilem Gipfel thronende Kirche eine Stadtanlage ausbreitete. Solche Ausnahmen sind z. B. Bamberg, Limburg, Fulda, Erfurt und Quedlinburg. Häufiger finden sich Höhenburgen, zu deren Füßen und unter deren Obhut blühendes städtisches Leben gedieh. Diesen Typ treffen wir indessen — wenn wir die Rheinlande mit ihrer langen Römerherrschaft einmal unberücksichtigt lassen — vorzugsweise in Süddeutschland, von Tirol, das bis vor hundert Jahren ja noch zum „Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation“ gehörte, bis zur Mainlinie, wie in Salzburg, Burghausen, Füssen, Landshut und Nürnberg, in Tübingen, Heidelberg, Miltenberg, Wertheim und Würzburg. Und beinahe immer hat sich dann in beiden Fällen — ob Kirche oder Schloß den ersten Anstoß gaben — die Erinnerung an die Herkunft vom Berge oder der Höhenburg im Stadtnamen erhalten.

Bei aller sonstigen, weitgehenden Übereinstimmung unterscheiden sich aber die süddeutschen Städte in doppelter Hinsicht grundsätzlich von ihren norddeutschen Schwestern. Während nämlich im Süden bei der kirchlichen Architektur der reine Steinbau und in den Profangebäuden das Fachwerk überwiegen, wird im Norden für beides mit Vorliebe — im Mittelalter fast ausnahmslos — der warmrote Backstein oder Klinker verwendet. Und es ist erstaunlich, welche fabelhafte Wirkungen man hier, durch geschickte Behandlung und Anordnung, mit diesem spröden Material erzielt hat, das, obwohl überall ohne Verputz und vielfach nur weiß gefugt, so ungemein dekorativ erscheint. — Diese Verschiedenheit der Baustoffe, bedingt durch den Unterschied von Landschaft und Klima, ergibt zwangsläufig auch einen anderen Baustil. In der nordischen Tiefebene fehlen die Steinbrüche. Trotzdem nötigten die rauhere Witterung und der lange Winter, die Außenmauern, namentlich der Wohnhäuser, möglichst massiv und dicht zu gestalten, damit sie einen sicheren Schutz gegen Sturm und Kälte boten. So verfiel man auf den hartgebrannten Ziegel. Da es jedoch auch an Kalk für seinen Bewurf mangelte, stellte man ihn in jener satten tiefroten Farbe her, die zugleich einen so geschmackvollen Fassadenschmuck lieferte. — Wieder einmal ein Beweis dafür, wie stark die Natur eines Landes die Kunst seiner Bewohner beeinflusst, und daß letzten Endes doch erst die genaue Kenntnis der besonderen örtlichen Verhältnisse, des Bodens, dem ein Kunstwerk entsprang, es richtig beurteilen und verstehen lehrt!

Aber noch ein zweites entscheidendes Merkmal trennt südlichen und nördlichen deutschen Städtebau scharf voneinander: Ebenso wie dort die Kirchenarchitektur im Vordergrund steht, nicht nur äußerlich den Stadtmittelpunkt bildet und in der Regel den Gesamteindruck bestimmt, geben hier die stattlichen Bauten eines kraftbewußten Bürgertums den Ton an. Die weltliche Macht hat das Joch der geistlichen Bevormundung abgeschüttelt und das Priestertum von seiner Herrscherstellung verdrängt. Das Rathaus hat den Platz der Kirche eingenommen, ist Haupt und Herz des Gemeinwesens geworden. Und zwar tritt dies um so stärker in die Erscheinung, je weiter man nach Norden kommt. Das hängt mit der anders gearteten geschichtlichen Entwicklung zusammen, die sich folgerichtig auch im Gesicht der Städte ausprägt. Erstens wurde Norddeutschland viel später als der Süden zum Christentum bekehrt, das dem Germanentum durchaus wesensfremd war und sein mußte. Es sei nur daran erinnert, wie heftig sich die Sachsen gegen die Einführung der neuen Religion durch Karl den Großen sträubten und daß unter den niedersächsischen Volksstämmen in Westfalen, Engern und Ostfalen, in Friesland und Holstein, die Götter Wallhalls, wie sie in den hehren Gesängen der Edda fortlebten, noch lange Verehrung genossen. Zweitens hat im Norden, mit Ausnahme der Rheinlande, die Kirche niemals so festen Fuß gefaßt und eine so ausschlaggebende Rolle gespielt, wie südl. der Mainlinie.

Alles, was über die Alpen nach Deutschland kam, hat hier von jeher nur Unheil angerichtet, ist deutscher Kultur, Wissenschaft oder Kunst zum Verhängnis geworden: Die von den Römern vergrößerte Antike, die Renaissance und der Klassizismus! — Einen Vorzug besaßen jedoch die römischen Stadtgründungen im westlichen Germanien vor den im Mittelalter gewachsenen deutschen Städten: Sie waren hygienischer eingerichtet. Dahin gehören vor allem die großen Bäderanlagen, die in keiner Römerniederlassung fehlten. Zwar rühmte schon Tacitus auch an den Germanen ihren Sinn für Reinlichkeit und Körperpflege, aber der christliche Wahn, der den Leib für „sündig“ hält und den Anblick des Nackten als „unsittlich“ erklärte, hat diese, wie so manche anderen hohen Tugenden unserer Vorfahren, gewaltsam unterdrückt und für Jahrhunderte ertötet. Deshalb hört man erst gegen Ende des Mittelalters wieder von öffentlichen Bädern, die übrigens recht bescheidene Anstalten gewesen sein müssen. — Ebenso kannten und schufen bereits die Römer eine städtische Kanalisation, wie sie bei uns erst in neuerer Zeit, an vielen Orten indessen auch heute noch nicht, wieder eingeführt worden ist.

Ferner war bei den germanischen Völkern und bei den Römern noch im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die gleichfalls vom Christentum abgeschaffte Leichenverbrennung üblich. Und endlich lagen die römischen Friedhöfe vor der Stadt. Den Fremden,

der sich ihr näherte, begrüßten also schon von Ferne die den Weg säumenden Grabmäler und geleiteten ihn von der Vergangenheit erzählend, durch das stille Reich der Toten bis zu den Stadttoren, wo ihn dann die lebendige Gegenwart mit lärmendem Getriebe empfing. Nicht allein aus ästhetischen, sondern auch aus gesundheitlichen Rücksichten ist diese schöne alte Sitte dem später aufkommenden Brauch entschieden vorzuziehen. Namentlich bei den im Mittelalter häufig auftretenden verheerenden Seuchen mußten die Begräbnisstätten im Stadttinnern höchst schädlich wirken. Erst im 19. Jahrhundert ist man erneut dazu übergegangen, sie außerhalb der Mauern zu verlegen. Dagegen konnte sich die Leichenverbrennung leider immer noch nicht wieder allgemein einbürgern, weil religiöse Engstirnigkeit ihre zwangsweise gesetzliche Einführung bisher verhinderte. Infolgedessen nehmen die „Gottesäcker“, insbesondere in der Umgebung der Großstädte, beständig breiteren Raum ein und entziehen damit den Lebenden wertvollen Boden, der vor allem in diesen dichtbevölkerten Gebieten als Ackerland und Baugelände wahrlich eine nützlichere Verwendung finden könnte.

Wäre also in dieser Hinsicht noch mancherlei aus der Vergangenheit zu lernen, so stellte doch die römische Baukunst, namentlich auch das römische Wohnhaus, wenigstens formal (nicht vom praktischen Standpunkt aus) betrachtet, keineswegs ein für nordische Verhältnisse nachahmenswertes Vorbild dar. Das gilt sowohl für die Tempel, die doch nur eine Vergrößerung edlerer griechischer Architektur bedeuteten, wie für die sonstigen plumpen öffentlichen und privaten Gebäude. Sie alle waren ganz anderen Bedürfnissen entsprungen, für eine andere Gegend, für den sonnigen Süden und Italiens ewig blauen Himmel, berechnet und paßten weder in die deutsche Landschaft, noch zu den deutschen Lebensgewohnheiten. Der Tempel des Römers ist ein prunkvolles, äußerliches Schaustück, eine leere Kulisse ohne Seele, und seine Wohnstätte entfaltet sich umgekehrt nach innen, anstatt nach außen, von wo sie einförmig und langweilig, kahl und nüchtern erscheint. Gerade im Gegensatz dazu verlangt der Deutsche von seinem Gotteshaus eine Innengestaltung, die ihn in andachtsvolle Stimmung versetzt und von der störenden Außenwelt absondert. Wie einst in der Waldeinsamkeit, will er hier mit seiner Gottheit alleine sein. Seinem eigenen Heim aber wünscht er auch im Äußeren möglichste Anmut zu verleihen. Es soll der Straße, in der es steht, ja der ganzen Stadt, zur Zierde gereichen, soll den Vorübergehenden erfreuen und ihn einladen, die gastliche Stube zu betreten, wo ihm — jedenfalls „in der guten alten Zeit“ — ein freundlicher Empfang stets sicher war. Deshalb legte der Besitzer gesteigerten Wert auf eine prächtige Ausschmückung der Schau-seiten des Hauses, versäumte es dabei jedoch nicht, auch für eine zweckmäßige Gliederung und behagliche Einrichtung des Inneren Sorge zu tragen.

Bis ans Ende der Biedermeierzeit ist diese ehrenhafte deutsche Baugesinnung, trotz mehrmaliger Rückschläge, veranlaßt durch das Eindringen der Renaissance und des öden Klassizismus, im großen und ganzen erhalten geblieben. Einen vollständigen Bruch mit aller Überlieferung brachte erst die Epoche des „mauvais goût“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals verfiel man genau ins entgegengesetzte Extrem, als es das römische städtische Privathaus vertrat, indem man bei der Planung und Errichtung sämtlicher Bauten von der Fassade anstatt — vom Grundriß ausging. Nicht nur der Adel und die alten Patriziergeschlechter, auch der wohlhabende Bürgerstand und der reichgewordene Emporkömmling erhoben jetzt den Anspruch, daß ihre Wohnungen mit „Palastfenstern und Flügeltüren“ ausgestattet sein müßten, ganz einerlei, ob ihre gesellschaftliche Stellung dies erforderte, ob ihr Familienleben darauf zugeschnitten war und ob jede traute häusliche Gemütlichkeit und praktische Raumausnutzung dabei verloren gingen, bzw. zerstört wurden, oder nicht.

Die Jahrzehnte von etwa 1870—1900 bezeichnen ja überhaupt den unerfreulichsten und unfruchtbarsten Abschnitt des europäischen Kunstschaffens, das zu jener Zeit einen noch nie dagewesenen Tiefstand erlebte. Sie bildeten — und nicht nur für Deutschland, sondern ebenso, vielleicht sogar in weit höherem Maße, für Belgien, Frankreich und Italien — das traurigste Kapitel in der ganzen abendländischen Kunstgeschichte. Gänzlich unfähig zu selbständigen künstlerischen

Schöpfungen haben nämlich die von allen guten Geistern verlassenem damaligen Architekten sämtliche Stile der Vergangenheit nachgeäfft und sie obendrein noch schlecht kopiert. Und zwar alle Augenblicke einen anderen, wie gerade die Mode wechselte. Bald war „Renaissance“ Trumpf. Da wurden alle Hausfronten, leider auch von schönen alten Bauten, mit den entsetzlichsten Renaissanceornamenten aus Stuck beklebt und mit grauer Ölfarbe angestrichen, wodurch ganze Stadtviertel in trostloser Eintönigkeit erstarrten. Und jedermann, der etwas auf sich hielt, mußte unbedingt eine Wohn- oder Eckzimmereinrichtung oder einen „Salon“ mit „echten“ Renaissancemöbeln besitzen. — Bald gehörte der Barock zum guten Ton und man errichtete deutsche Opern- und Schauspielhäuser oder Villen, die wie verunglückte Karikaturen eines barocken italienischen Palazzo wirken. Und jeder Stuhl und Tisch, Sofa, Schrank, Kommode und Bett wurde mit gedrehten Säulen und gedrechselten Knöpfen versehen oder durch mißverständene Baluster, Kugel- und Muschelaufsätze verunstaltet. — Bald kam die Gotik in Aufnahme und es entstanden die vielen „neugotischen“ Kirchen, Rat- und Bürgerhäuser. — Bald hatte man sich auch daran sattgesehen, fand plötzlich Gefallen an der Romantik, stellte z. B. romanisch-sein-sollende Schul- oder Mietsgebäude mit offenen Laubengängen — die doch höchstens an einer Straßen- oder Platzfront einen Sinn haben könnten — in freies Gelände und baute gar „romanische“ Brücken, Wassertürme, Elektrizitätswerke, Fabrikanlagen und Bahnhöfe! Und gleichzeitig stahl man den alten Ägyptern und Griechen, Indern, Chinesen und Japanern ihre Ausdrucksformen, die dann in schlimmster Entartung und minderwertigster Massenproduktion auf den Markt geworfen wurden, alles mit diesem elenden Plunder überschwemmend.

Ein Umschwung trat erst ein, nachdem die Kinderkrankheit des „Jugendstils“, am Anfang unseres Jahrhunderts, glücklich überwunden war und die bahnbrechende Wirksamkeit der Darmstädter Künstlerkolonie und des Deutschen Werkbundes eingesetzt hatte. — Die einmal begangenen Sünden ließen sich damit freilich nicht mehr aus der Welt schaffen. Ein schlechtes Wandgemälde in einem Festsaal kann man übertünchen, ein häßliches Denkmal von seinem Platz entfernen, aber ganze Stadtteile oder ein mit riesigem Kostenaufwand errichtetes, stilloses öffentliches Gebäude kann man jetzt nicht plötzlich niederreißen, auch wenn wir und unsere Nachkommen über diese Zeugen einer unbegreiflichen Geschmacksverirrung noch so sehr die Köpfe schütteln mögen. Wir müssen uns schon mit der ebenso bedauerlichen wie unabänderlichen Tatsache abfinden, daß viele schöne alte Städtebilder durch das von unseren Vätern hinterlassene architektonische Erbe für Generationen gründlich verschandelt sind. Diese Erkenntnis darf uns indessen weder kleinmütig noch verzagt machen. Denn erstens teilen wir dieses Los mit fast allen Nachbarvölkern, und zweitens besitzen wir heute in Deutschland bereits eine neue, wahrhaft große und bedeutende bodenständige Baukunst, wie sie in den südlich und westlich angrenzenden Staaten, vielleicht mit Ausnahme von Holland, bisher noch nicht wieder hervorgebracht wurde. — Das gar nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst jener Stil-wandlung, die man als Jugendstil bezeichnet, war es, daß sie sich von der blinden Nachahmung lossagte, die bildende Kunst vom Historisieren, vom Gängelband verknöchelter Philologen befreite und sie wieder auf ihre eigenen Füße stellte. Mag auch der Weg, den die jugendlichen Neuerer in dieser „Sturm- und Drangperiode“ einschlugen, zunächst falsch gewesen sein, so führte er doch schließlich, ja sogar überraschend bald, zu dem ersehnten Ziel. —

Der eigentliche Fortschritt, die Wiedergeburt der Deutschen Baukunst, ist aber unstreitig von Darmstadt ausgegangen, wohin ein kunstsinniger Fürst die damals fähigsten Künstler berufen hatte, um sie zu einer Arbeitsgemeinschaft zu vereinigen. Der von ihm begründeten „Künstlerkolonie“ sollte zwar keine lange Lebensdauer beschieden sein — weil eigenwillige „freie“ Künstler sich nur widerstrebend einem Zwang fügen und sehr schwer unter einen Hut zu bringen sind — trotz ihres kurzen Bestehens ist sie jedoch von weitesttragendem und nachhaltigstem Einfluß gewesen. In der Architektur hat er schöpferisch gewirkt, vor allem auf die Umformung des deutschen Landhauses und auf die Neugestaltung der großen Waren- und Geschäftshäuser sowie der Industriebauten.

Zum modernen Villenbau gab das alte deutsche Bauernhaus wertvolle Anregungen, wobei im Süden mehr das hölzerne, mit Schindeln bekleidete Schwarzwaldhaus oder der fränkische Fachwerkbau als Muster dienten, während man in Norddeutschland hauptsächlich auf den dörflichen Klinkerbau des Küstengebietes zurückgriff.

Als Schöpfer und Bahnbrecher des neuzeitlichen Warenhausstils schritten Alfred Messel †, Joseph M. Olbrich † und Peter Behrens kühn voran. Viele andere sind ihnen gefolgt und haben das Feld ihrer künstlerischen Tätigkeit auch auf Bahnhöfe und sonstige Verkehrsinstitute, auf Gebäude des Handels und der Technik und auf die gewaltigen „Bauten der Arbeit“ ausgedehnt, deren unsere wachsende Großindustrie in immer größerem Umfange bedurfte. Durch die Erfindung und zunehmende Verwendung der Eisenbetonkonstruktionen ergab sich dann ganz von selbst ein immer engeres Zusammenarbeiten des Architekten mit dem Statiker und Techniker.

Endlich war man zum materialgerechten Werkstoff zurückgekehrt, hatte wieder gelernt in großen Linien, Flächen und Formen zu denken und stellte bei jedem Entwurf zu allererst die Frage, ob er tatsächlich den praktischen Bedürfnissen entsprach. Da aber die reine Zweckform bekanntlich auch absolut schön ist, kam man diesem Ideal desto näher, je weniger von diesem Grundsatz abgewichen wurde.

Zweckmäßigkeit heißt indessen nicht bewußte Nüchternheit, noch sollte sie damit verwechselt werden, wie dies bei dem neuerdings in Holland aufgekommenen und bedauerlicherweise auch schon in Deutschland eingedrungenen Flachbau der Fall ist. Von ihm gilt nämlich dasselbe wie von dem alten römischen Wohnhaus: Es paßt weder in die deutsche Landschaft noch für die deutschen Verhältnisse. Es entspricht nicht unserer Wesensart und muß deshalb als völlig ungeeignet und „unzweckmäßig“ aufs schärfste abgelehnt werden. Übrigens dürfte sich diese neue Modekrankheit bei uns kaum lange halten. Denn der Deutsche wird solcher langweiliger Kästen, denen jede persönliche Note fehlt, sehr bald überdrüssig sein, ebensowenig wie er sich in Wohnräumen ohne Möbel, der zugleich mit den Flachbauten aufgetauchten neusten „Errungenschaft“, auf die Dauer wohlfühlen kann.

## VERMISCHTES

**Internationaler Verband für Wohnungswesen und Städtebau.** In Nr. 42 und 46 des Hauptblattes 1928 hatten wir über den Pariser Kongreß berichtet und im Anschluß daran auf einige Organisationsmängel dieser Veranstaltung aufmerksam gemacht. Wir erhalten nunmehr von dem Organisationssekretär Herrn H. Chapman, London, eine Zuschrift, in der zugesichert wird, daß auf dem nächsten Kongreß in Rom diese Fehler vermieden werden sollen. Die Kongreßverhandlungen und die Ausstellung sollen außerdem in dem gleichen Gebäude stattfinden, so daß Teilnehmer, die letztere ohne Zeitverlust besuchen können. Außerdem soll besondere Sorge getragen werden, daß die Teilnehmer der verschiedenen Länder in ausgiebige Berührung und freundlichen Verkehr zueinander gebracht werden. In Paris lag die Veranstaltung der Ausstellung und der Fahrten in den Händen der örtlichen Organisationen. —

**Umgeplandungspläne im Westen Preußens.** Über die Art und Weise, wie die unhaltbar gewordenen Zustände des Zusammenwachsens von Städten und Kreisen im rheinisch-westfälischen Gebiete wirksam durch neue Abgrenzungen, durch Zusammenschluß von Städten, durch Schaffung von Großkreisen gebessert werden sollen, gehen die Meinungen noch auseinander. Über die Pläne der preuß. Regierung führte der preuß. Innenminister Grzesinski kürzlich aus, daß man nach der als unglücklich erwiesenen Konstruktion des jetzigen Groß-Berlin nicht durch gesetzgeberische Maßnahmen reglementieren wolle, was sich nicht reglementieren lasse. Die Schaffung übergroßer Gemeinden lehne er ab, weil in diesen bereits durch das Übergewicht der Kommunalbürokratie, teils auch durch andere Umstände, das Selbstverwaltungsrecht des

Wenn man ihn schließlich noch von den „Bildern ohne Wand“ — jener törichten Sitte der „Makartzeit“, die mit Vorliebe großformatige Photographien und Öldrucke unter Glas oder Gemälde mit protzigem Goldrahmen auf Staffeleien in die „gute Stube“ stellte — zur „Wand ohne Bilder“, d. h. zu keiner geringeren Torheit, nämlich dem gänzlichen Verzicht auf allen Zimmerschmuck, verführen will, dann wird man ihm sein Heim völlig verleiden. Auch die Wandmalerei, die sich nebenbei für unser Klima nicht empfiehlt, ist nicht in stande, diese Lücke auszufüllen. Wer könnte sich außerdem heute sein ganzes Haus ausmalen lassen.

Freuen wir uns vielmehr des mächtigen Aufschwungs, den unser Kunstgewerbe und Kunsthandwerk unter Vorantritt der Baukunst seit der Jahrhundertwende genommen haben — wobei auch die Bilderei nicht zurückblieb und die Malerei sich nach mancherlei argen Verirrungen am Ende nicht ausschließen kann — und bemühen wir uns, gleich unseren mittelalterlichen Ahnen, unsere Wohnungen, Häuser und Städte so schön und so künstlerisch wie möglich auszustatten! Betrachten wir den Schmuck der Straßen und Plätze und die Gestaltung des gesamten Stadtbildes nicht mehr nur als eine behördliche Aufgabe, sondern wiederum als eine Angelegenheit, bei der jeder einsichtige Bürger mitzureden und mitzuhelfen hat!

Längst ist damit der Anfang gemacht durch die private Kunstpflege und die private Initiative, der die deutsche Stadt ihre jüngste großartige Bereicherung verdankt: Die stolzen Hochhäuser von Paul Bonatz, Stuttgart, Wilhelm Kreis, Düsseldorf, Peter Behrens und Hermann Muthesius, Berlin, Hans Poelzig, Potsdam, Fritz Schumacher, Hans und Oskar Gerson und Fritz Höger, Hamburg — um nur einige unter den bedeutendsten Baukünstlern zu nennen, deren sich Deutschland heute rühmen darf. In ihren Werken ist der alte Geist, jener himmelstürmende Drang der faustischen deutschen Seele wiederaufgelebt, die einst das Wunder der Gotik gebar, die herrlichen Dome und Rathäuser schuf und die bezaubernde Schönheit der mittelalterlichen Städte in Deutschland erstehen ließ. Aber dieser Geist ist reifer, klarer und fortschrittlicher geworden, hat aus schicksalsschwerer Vergangenheit ernste Lehren gezogen und weist verheißungsvoll in die Zukunft! —

Staatsbürgers beeinträchtigt werde. Zweck der Neuregelung sei die Schaffung leistungsfähiger Selbstverwaltungskörper, die aus ihren natürlichen Einheiten die notwendigen finanziellen Aufgaben ausführen können. Das bedinge eine gewisse Mindestgröße der Städte. Nicht möglich sei eine Regelung dergestalt, daß Wirtschafts- und Verwaltungsgrenzen generell zusammenfallen, allerdings müßten bei der Neuregelung die Produktionsbedingungen, die sozialen Bedürfnisse und die psychologischen Voraussetzungen, die sich aus der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Verwaltungskörper ergeben, Berücksichtigung finden.

Aus 15 Städten und 15 Landkreisen im Westen sollen 10 Städte und 8 Landkreise geschaffen werden. Für die Lösung der ganz großen gemeinsamen Fragen sei aber ein Zweckverband ebenso unbrauchbar wie die Schaffung übergroßer Großstädte. Es müsse eine neue Form zwischengemeindlicher Arbeitsgemeinschaft gefunden werden.

Andererseits wird berichtet, daß die Oberbürgermeister der Städte Dortmund, Bochum, Essen, Gelsenkirchen-Buer, Duisburg und Düsseldorf sich dahin einigt hätten, daß das ganze Gebiet zwischen Dortmund und Düsseldorf unter die sechs genannten Großstädte aufzuteilen sei, bei Auflösung der in dieses Gebiet sich einschließenden Landkreise und Mittelstädte. —

**Gemeinschaftsarbeit Hamburg-Preußen im Unterelbegebiet.** Durch den Besuch des preuß. Ministerpräsidenten Dr. Braun in Hamburg sind die Verhandlungen über die notwendige Zusammenarbeit wieder eingeleitet, und es sind gewisse Richtlinien gewonnen, die eine solche Arbeit sicherstellen sollen. Einheitlicher Siedlungsplan, eine gewisse Hafengemeinschaft sind die Hauptpunkte, die zu diesem Ziele führen sollen. Von der praktischen Durchführung dieser Vereinbarungen wird ihr Erfolg in hohem Maße abhängen. —

Inhalt: Der Wiederaufbau im Katastrophengebiet im sächsischen östlichen Erzgebirge — Die Entwicklung der deutschen Stadt — Vermischtes —

